

(Nachdruck verboten.)

84]

## Das Gemeindekind.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Er wollte auf die Baronin zugehen und ihr die Hand küssen, wie es sich geschickt hätte; aber der Tisch versperrte den Zugang zum Kanapee, und den wegzuschieben, hätte sich wieder nicht geschickt. So geriet Pabel in einen peinlichen Konflikt der Pflichten, ließ in seiner Verlegenheit den Hut fallen und wagte nicht, ihn aufzuheben.

Die Baronin winkte ihm, näher zu treten, stand auf, beugte sich über den Tisch und suchte sich, so gut ihre Schwachfichtigkeit es erlaubte, durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß wirklich Pabel Solub vor ihr stand. Dann setzte sie sich wieder und fragte, was ihn herführe.

Er indessen hatte abwechselnd sie und die Stridarbeiten angesehen, die vor ihr lagen und neue und farbenfrische Ebenbilder der Nöcklein und Tischen waren, in denen alle armen Dorfkinder herumliefen. Angeheimelt durch den Anblick und gerührt durch den Fleiß der alten, gebrechlichen Frau, faßte er sich auf einmal ein Herz und kam mit seinem Anliegen heraus. Es bestand in der Bitte, die Frau Baronin möge sich gnädigst dafür verwenden, daß man seiner Schwester Milada den Dienst im Kloster erleichtere, sonst könne sie es nicht aushalten und müsse sterben.

„Sterben? Milada sterben?“ — Die Greisin lachte, war entrüstet, befahl dem impertinenten Dummkopf, der so etwas zu denken wage, dem rohen und grausamen Schlingel, der ein solches Wort über seine Lippen bringe, das Zimmer zu verlassen, rief den Bestürzten, als er gehorchen wollte, wieder zurück und forderte ihn auf, ihr zu erklären, wie er ins Kloster und dazu gekommen sei, Milada zu sprechen. „Aber lüg nicht wie ein Zigeuner, der Du bist,“ setzte sie heftig hinzu.

Pabel erstattete seinen Bericht in äußerster Kürze, jedoch mit einem Gepräge der Wahrhaftigkeit, das wohl den verhärtetsten Zweifler überzeugen hätte.

Die Baronin senkte den Kopf immer tiefer auf ihre Striderei; sie bereute schon ihre Ausfälle gegen Pabel, besonders den letzten. Warum hatte sie ihn einen Zigeuner genannt? Warum ihn damit an das elende Wanderleben, das er in seiner Kindheit führen mußte, und zugleich an Vater und Mutter erinnert und ihm sein Unglück zum Vorwurf gemacht? — „Pui, daß sie sich soweit von ihrem Aerger über den Burschen hatte hinreißen lassen, weil er eine unbegründete Besorgnis um seine Schwester geäußert. Nach allem, was die Baronin in der letzten Zeit von ihm gehört hatte, verdiente er eher Lob als Tadel. Hatte Anton, einer ihrer Vertrauensmänner nicht gesagt: „War Nichtsnutz Solub, aber jetzt macht sich.“ Hatte der Förster ihn nicht ganz außerordentlich gerühmt? Hatte nicht sogar der ihm durchaus nicht wohlgesinnte Pfarrer auf ihre Erkundigung nach ihm erwidert: „Es liegt nichts gegen ihn vor.“ — Und sie beschimpfte ihn! . . . Sie, die am Rande des Grabes stand, die bald nicht mehr vermögen würde, einem Menschen wohl zu tun, tat noch einem ohnehin Hartgeprüften weh!

„Solub,“ sprach sie plötzlich, „Deiner Schwester fehlt nichts. Trotzdem will ich zu Deiner Veruhigung und auch ein wenig zu der meinen morgen ins Kloster fahren. Denn — einen unangenehmen Eindruck machen mir Deine eingebildeten Befürchtungen doch, und ich möchte ihn bald los werden.“

Pabels Gesicht strahlte vor Freude. — „Wenn die Frau Baronin,“ sagte er, „sich selbst vom Aussehen Miladas überzeugen und bestimmen wollte, daß besser acht auf sie gegeben würde! Wenn die Frau Baronin ihr verbieten ließe, sich weit über ihre Kräfte anzustrengen, wie sie es tut, weil sie sich vorgenommen hat, gar zu schwere Sünden loszubeten — das wäre eine große Wohlthat, und der liebe Herrgott würde es der Frau Baronin tausendfach vergelten.“

Sie lächelte und meinte: „Da hätte der liebe Herrgott viel zu tun, wenn er alle die Wechsel einlösen sollte, die von unbefugten Schatzmeistern auf ihn ausgestellt werden.“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Pabel gedankenlos, hob seinen Hut vom Boden auf, sah sich im Zimmer um und erkannte es als dasselbe, in dem er nach dem Federkraube an dem bösen Pfau seine erste Audienz im Schlosse gehabt hatte. Unwillkürlich warf er einen Blick nach der dünnen Schnur an der Decke und sah, daß sie noch immer festhielt, und daß der vergoldete Krübel bis zur Stunde nicht herabgefallen war. Jede Einzelheit des damaligen Vorganges tauchte vor ihm auf. Er erinnerte sich besonders deutlich der großen Abneigung, die ihm die Frau Baronin eingeflößt hatte, und die in solchem Gegensatz zu der Hochachtung stand, von der er sich jetzt für sie durchdrungen fühlte.

Was hatte sich denn verändert? . . . Sie nicht, sie war dieselbe geblieben, in seinen Augen nicht einmal älter geworden, eine Greisin damals, eine Greisin jetzt. Er war ein anderer, ein reicherer Mensch, nicht mehr der stumpfe, für den es nichts Verehrungswürdiges gibt, weil ihm der Sinn, es zu erkennen, fehlt. Er empfand das mit ziemlicher Klarheit und hätte es gern an den Tag gelegt, hätte sich aber auch gern empfohlen, nachdem sein Geschäft beendet, sein Gesuch angebracht und auf das beste aufgenommen worden war. Ohne Ahnung, daß es ihm zutomme, zu warten, bis er entlassen werde, sprach er:

„Ich will Euer Gnaden nicht länger belästigen, ich sag der Frau Baronin tausendmal, vergelt's Gott, und wenn Sie sterben, werde ich für Sie beten.“

„So? so?“ Sie richtete sich empor: — „Wirst Du das wirklich tun, und andächtig?“

„Sehr andächtig.“

„Pabel Solub,“ sprach die Baronin in freundlichem Tone, „es freut mich, daß Du für mich beten willst. — Und jetzt sag mir: mein Feld, das, an dessen Rand Deine Hütte steht, hast Du es Dir wohl recht aufmerksam angesehen? — Wie groß schäpest Du's?“

„Es wird so seine fünfzehn Meßen haben, nicht ganz drei Sektare,“ erwiderte Pabel ohne Zögern.

„Ein schlechtes Feld, was?“

„Ja, die Felder dort oben sind alle schlecht. Wenn ich der Verwalter wär, würde ich dort oben nie Weizen aussäen.“

„Sondern?“

„Safer oder Korn, und Kirschbäume würd ich setzen, viele, viele.“

„So setz Kirschbäume,“ sagte die Baronin ernst und rasch, „das Feld ist Dein.“

„Mein — was ist mein?“

„Nun, das Feld, ich schenk es Dir.“

„Um Gottes willen — mir — das Feld. . .“ Ihm war, als ob alles ins Wanken geriete, der Boden unter seinen Füßen, die Wände, das Kanapee und auf dem Kanapee die Frau Baronin. Er streckte die Arme aus und griff nach einem Stützpunkt in die Luft. „Das große, das schöne, das gute Feld. . .“

„Hast Du nicht eben behauptet, daß es ein schlechtes Feld ist?“

„Für Sie, aber nicht für mich; für mich ist es ein gutes, zu gutes. . . Um Gottes willen,“ wiederholte er, „schenken Sie es mir im Ernst, das Feld?“

Die Baronin blinzelte. „Es tut mir leid, Solub, daß ich das Gesicht, das Du jetzt machst, nicht recht deutlich sehen kann. Das Blindwerden, mein lieber Solub,“ fügte sie leicht aufsteigend hinzu, „verdirbt dem Menschen manche Freude. Geh jetzt und schick mir den Verwalter. Ich will gleich Anordnungen treffen, daß die Schenkung rechtskräftig gemacht werde.“

„Rechtskräftig . . . Euer Gnaden . . . sogar rechtskräftig . . .“ Pabel konnte sich nicht mehr; sein Entzücken überwand seine Schüchternheit, er stürzte auf den Tisch zu, schob ihn zur Seite, ergriff die Hände der Gutsfrau und küßte sie, und als sie ihm mit aller Kraft, die sie aufzubringen vermochte, die Hände entzog, küßte er den Saum ihres Kleides und ihre Ärmel und ihr Umhängetuch und stöhnte und jauchzte und konnte nicht sprechen.

Ihr wurde, so mutig sie war, ein wenig bange vor diesem

entfesselten Sturme. Sie zankte Pabel tüchtig aus und erklärte ihm, alles müsse ein Ende haben, auch Dankbarkeitsbezeugungen, und wenn er den Verwalter nicht augenblicklich holen gehe, sei es mit der Schenkung nichts.

Das brachte ihn zu sich. In der nächsten Minute war er draußen im Hofe. Vor dem Tor stand die blonde Slava, das Gäuslerkind schönsten Angedenkens. Sie diente im Schlosse seit ihrer Rückkehr und war jetzt damit beschäftigt, fette Kursteltauern zu füttern, die sich nicht einfallen ließen, dem heranstürzenden Pabel auszuweichen; er mußte sich in acht nehmen, nicht eine von ihnen zu zertreten. Slava rief ihm einen guten Morgen zu, und er, ganz vergeißend, daß es seine schlimmste Feindin war, die zu ihm sprach, erwiderte:

„Ich hab ein Feld, die Frau Baronin hat mir ein Feld geschenkt.“

Die Feindin wurde rot bis unter die Haarwurzeln. „Das ist aber schön,“ sagte sie, „das freut mich.“

Jetzt erst besann er sich, mit wem er redete, und eilte ohne Gruß hinweg.

So ganz anderes und wichtiges ihn auch erfüllte, nebenbei mußte er doch daran denken, wie gut das Notwerden ihr gestanden hatte, wieweil ein bildhübsches Mädchen sie war, und daß es nicht recht sei vom lieben Herrgott, einer so schwarzen Seele Wohnung anzuweisen in einer so holden Hülle. Jeder Unbefangene mußte dadurch irre geleitet werden. Zum Glück war Pabel kein Unbefangener, ihn vermodete der Schein nicht zu täuschen. Er kannte diese Slava, und ob ihre Lippen sich im Sprechen bewegten, ob sie von lieblichster Sanftmut umschwebt aufeinander ruhten, er konnte sie nicht ansehen, ohne der Stunde zu gedenken, in der sie sich geöffnet hatten, und ihn dem Hohn und Spott preisgegeben mit der grausamsten Frage: „Fahrst zum Vater oder zur Mutter?“ . . . Verzeih allen — hatten Milada und Sabrecht gesagt, und er, wahrlich, er wollte es tun; aber der gemahnt wird zu verzeihen, wird er nicht auch zugleich an das gemahnt, was er zu verzeihen hat?

Die Erinnerung bildete die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und jenen, mit denen Frieden zu schließen seine liebsten Menschen ihn beschworen.

Die Frau Baronin hielt Wort; die Schenkung wurde rechtskräftig gemacht; Pabel war ein Gutsbesitzer geworden. Das unerhörte Glück, das ihm vom Himmel gefallen, trug allerdings nichts bei zur Verminderung seiner Unbeliebtheit. Niemand gönnte es ihm; sogar Arnost hatte, als ihm Pabel die große Nachricht gebracht, den Mund verzogen und gefragt: „Wie kommst Du dazu?“ Auch der Förster und Anton äußerten im ersten Moment mehr Ueberraschung als Teilnahme. Was den Verwalter betraf, so sprach er der Frau Baronin gegenüber unverhohlen aus, sie habe sich von ihrer Großmut leider hinreißen lassen. Das Geschenk sei ein viel zu namhaftes und müsse in der Dorfbewohnerschaft Neid gegen den Empfänger erregen und Mißmut gegen die Spenderin.

Die Frau Baronin begnügte sich damit, diese Aeußerungen der Unzufriedenheit ihres ersten Würdenträgers zur Kenntnis zu nehmen; als jedoch der Herr Pfarrer dasselbe Lied anstimmte und von edlen, aber gar zu spontanen Entschlüssen der Frau Baronin sprach, entgegnete sie: Die Schenkung an Pabel Golub sei die Frucht eines von ihr ausnahmsweise lang gehegten Entschlusses und durchaus keine zu großmütige, sondern die genau entsprechende Spende für einen braven, vom Schicksal bisher vernachlässigten Burschen, der überdies der Bruder der mutmaßlich zukünftigen Oberin eines Klosters sei.

Gierauf schwieg der geistliche Herr.

Aus dem Kloster war die Frau Baronin nach mehrtägigem Aufenthalt ganz vergnügt zurückgekehrt, hatte Pabel rufen lassen, ihm zahllose Grüße von seiner Schwester gebracht, ihn wegen seiner Sorgen um sie beruhigt und mit unendlicher Liebe und mit unendlichem Stolz von ihr erzählt. Die alte Frau wurde förmlich schwärmerisch in ihrer Begeisterung über „das Kind“. Der Allgütige selbst hatte ihr, der alten müden Pilgerin, das Kind gesandt, damit es ihr die letzten Lebensjahre erhelle und ihr die Pforten seines Himmels öffne.

„Mache Dich einer solchen Schwester würdig,“ schärfte sie Pabel ein, und er faßte die besten Vorsätze, nach diesem Ziel, das ihm das denkbar Höchste schien, zu streben, konnte aber den geheimen Zweifel, ob er auch jemals imstande sein werde, es zu erreichen, nicht los werden. Doch kämpfte er redlich

und wünschte heiß, daß die Frau Baronin und daß seine Schwester nur noch Gutes von ihm zu hören bekämen. Eine große Mangelhaftigkeit um seinen Ruf begann sich seiner zu bemächtigen. Die Sehnsucht, gelobt zu werden, die Freude an der Anerkennung erwachte in ihm, und er ahnte nicht, daß sie ihn so schwach machte, wie einst sein Trost gegen die Menschen und seine herausfordernde Gleichgültigkeit gegen ihr Urteil ihn stark gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Oberitalienische Eindrücke.

Lago Maggiore und Mailand.

### I.

Es geht mir nicht um die Aufzählung der Kathedralen und Birtgertugenden der einen, der GemütsTemperaturen und Mitternachtsstimmungen der anderen Gegend. Was mich vielmehr noch nachträglich über den Simplon zurückzwingt, ist jener Zwangsprung von der „Idylle“ zum Großstadtlärm, vom Weitblick des hohen Felsgrats zur Nimmsteinsperspektive des Mailänder Cafésessels.

Jubelt eine Seele so, wenn sie aus derart „reiner Poesie“ des ewigen Sonntags in die Prosa der Menschengeschichte zurückkehrt, so muß jene Vorstellung von zauberhafter Schönheit der einsamen Natur so wenig absolute Gültigkeit haben, wie die andere von der öden Sinnlosigkeit des Menschen-Alltags.

Und das will ich mir nun ansehen, was da voring.

Zunächst ganz weit zurück bis zum untätigen, hoffnungslosen Gang über immer gleich geformte Berliner Trottoirs bis zu einem der kleinen, schnell verwehenden kleinen Aufläufe, die den im Beobachten und Erspähen vom Sinn im unbedeutenden stets fleißigen Nichtstuer anhalten. Eine eben abfahrende Droschke. Gepäd. Eine winkende Hand. Zu den etwas zwedlos interessiert Umherstehenden sagt stolz die Portierfrau: „Die Veletage. Die fährt an dem Laische Matichere —.“ „Ach — —.“ Dieses Ach derer, die es hören und dann sich ihrer Pflichten erinnernd weitergehen, indem sie noch einen langen Blick nach der fern schaukelnden Droschke mit dem gelbbraunen Koffer obendrauf werfen.

Und dann sitzt man eines Tages wirklich am Ramin eines Allogio im Vergneiß über jenem See, bereitwilligst durch die engen Rachen der Rege jener Unternehmer in Schlaf und Stoffwechsel gelassen, die uns kleine mitleidig verschmähen und sieht diese Leffiner, die jenes Glück ständig genießen und mißbilligt, daß sie es mindestens sehr zu verbergen verstehen. Sie husten und spucken, krauchen in ihre steinerne Ställe, in Betten, die man sich nicht gern ausmalen möchte. Ihre Wangen sind eingefallen, sie sprengen einige Felsstücke weg, um drei Quadratmeter mehr flüchtig zu bearbeiten. Sie schaffen in ihren Weinbergen, deren Ausbeute ihnen nicht erlaubt, je jene fliegenden Blätter-Hofen mit Quadratmeterflächen gegen noch so billige neue zu vertauschen und schauen fleißig auf ihren See, ob er mehr oder weniger Gäste locken wird. Und doch sind nicht sie es, die sich dadurch verbessern. Wie dürftig ist ihre Küche: in der Tat eine „Hand voll Bohnen“, dazu Brot und ein Stück Käse, ein Schluck des nicht heiteren Weines, nur Sonntags ein Stück Fleisch und dabei eine Art Zufriedenheit — mit einem deutlichen Zug zur Resignation.

Und ich ziehe fort von ihnen. Ich ertrage sie nicht, diese Menschen. Etwas in ihrem Leben scheint das unsere zu verspotten. „Seht, wie wir leben — beten, eine Handvoll essen. Wir haben unseren See, dazu die Fremden und — füge ich hinzu, leben im Dreck, haben zu fünfzig Prozent Schwindjucht, haben unser Leben hingebracht, um den fremden Unternehmern, die sich unser fetten Plätze nehmen, die Stiefel zu putzen, die Steine fortzusprengen und mit unsern Knochen bequeme Angelplätze nach dem fremden Gold anzulegen. Unser Ort, alles könnte uns gehören, wenn wir nicht zufrieden wären.“

Und ich ziehe fort von ihnen, zu den harmlosen Ansiedlern.\* Die fassen einen nach dem andern, den dritten, immer den dritten Rodknopf und predigen mir, ihn drehend: „Wieviel Harnsäure Du hast. Zeig Deine Nägel. Ach, wir dachten es: magenkrank (eine kleine Rote im Goldfinger-nagel). Du mußt absolut Fleisch meiden, vegetarisch leben, schon vom ethischen — —.“

Ich gehe weg von ihnen. Wie? Sie reißen meine große lebensprühende Kohlpflanze mit ihren kraftvollen Adern und Venen aus, zerhacken und rösten sie lebendig, und sagen sehr ernst: Ihr Fleischesser tötet, eßt Leichen. Schon vom ethischen Standpunkt aus darf man nicht töten. Seht, wie leben wir, Geschöpfe Gottes, in ewigem Frieden, kein Miston einer Dual in der Harmonie des Unendlichen — — —

Mit einem Fußtritt befreie ich mich von ihnen. Ihr Ideal ist eine abschreckende Lüge, ein kindliches Verstecken und Ohrenverstopfen. „Die Qualen, die wir nicht hören, sind nicht — — —“ und dabei zerfäbeln sie meine Kohlpflanze. Und ihre bessere Verdauung, ihr idyllisches Genügen im sonnigfaulen Wiederlauern, ist es für starke Herzen? Ihr Ideal ist der arglose Wiederläufer auf grüner Flur, unseren herrlichen Vorn, unseren Willen zur Stärke und zu hohem

\* Der Verfasser meint die Kolonie der deutschen Koblöser, Baumanbeter und Höhlenmenschen, die sich aus der Kultur in die Umgegend von Locarno geflüchtet haben.

Leben stellen sie „Ergebung“, „Duldung“ und alle Tugenden der Zeit, Fleisch und noch Wolle gebenden Schafe entgegen.

Noch eine dritte Gruppe gibt es: die Weisen auf ihrer einsamen Felszelle. Hier leben sie jahraus, jahrein, liegen in der Sonne, steigen hinab zum See oder hinauf zum Schneegipfel, reinigen den Viehstall, mahlen ihr Mehl selbst und sagen bescheiden: „So solltest du leben!“ Aber ich fühle am Puls ihrer Sprache: es sind Sterbende, Vernichtete, Geflüchtete, die ein Asyl, eine Irrenhauszelle nach eigener Wahl oder ein selbst gerichtetes, geschmücktes Grab suchten und fanden.

„Aber wie komisch,“ fragst du. „Geht man nicht, wenn man überhaupt ein höheres Leben sucht in diese Berge, diese Natur, um sich zu finden? Und liebst du die Menschen, arbeitest du mit an ihrer Entwidlung, so ist es doch Einsamkeit, die Ideen reißt? So darf der sprechen, den der Zwang der Gesellschaft, ihrer heutigen Arbeitsform hemmt oder derartig Haus- und Familienpflichten an die so gern jene Berge erklimmenden Füße hängen.“

Gingst du aber zehn, zwanzig Jahre diese Gamssteige, sähest du, so lange noch der geringste Zweifel reizte, in jene Spalten, in die Felsen, würde dir so das ganze Naturgebäude des Menschendensens und -Wollens geläufig, dann wollest du froh und von keinem Zweifel mehr geplagt, wirken, weiter bauen.

Nicht aus der toten Natur kam unsere Gedankentwelt. Nichts aus dem Nabelschau des Eremiten, sondern alles aus dem Bettlingen, Bettspielen, Wettlaufen um die Entfaltung der größten Meisterschaft, der Erreichung der besseren und besten Daseinsform für Menschengruppen und Völker.

Nichts wissen davon diese Berge. Und steige ich die Steige bis zur Schneezone, dann sehe ich Ginster, Geröll. Je länger ich bei ihnen verweile, desto mehr verfällt von dem, was die Menschheit in jedem Glied entwidelt, als unnötig. Man wird bald anorganisch, stumm, sich sonnend und wiederstrahlend. Man verzehrt, zerlegt, was noch an Gedanken da war, und sinkt bis zur Einfalt der übrigen herab; reißt zur Staffage dieser Idylle — im Gras zu liegen und es zu lauen.

Welcher Intellektuelle denkt nicht mit einer Art Beschämung an längere Krankenhausaufenthalten, mit Entziehung jeder geistigen Nahrung, wie schließlich das ganze Denken und Wollen sich auf die Fütterung richtet und alle Gespräche daran hängen bleiben, nachdem alle geistigen Vorräte der Speisekammern bis zum Ueberdruß vorgekommen sind.

Eine Möglichkeit hatte ich noch von meinem kleinen dunklen Garten aus, in den ich mich zurückgezogen hatte: die Nachbarn aus der Heimat, die in ihren Willen Gold suchen oder verbrauchen. Ihre Atmosphäre lag schwerer als die Rebel auf dem Geruch. Unter mir der Feigenbaum mit seinem Arabestengeäst, links der Affenbaum mit den hundert Affenschwänzen, danach rechts die hohe steife gespreizte Palme, die sich über die hohe weiße Mauer selbstgefällig breitet. . . . Es genügt, diesen Menschenlein zuzuhören, um sie nicht in Atemnähe zu wünschen. Ohnen mit ewig sauren, türkischen Augen, die doch zusammenhalten, weil eine drohende Bewegung jeden einzelnen in die größte Angst bringt.

Hatten sie den Tag über sich genug beneidet, belläufig, beschwindelt, bemitleidet, so brachte sie der Abend oft der Heimat näher. Während die Ketten der glühenden flimmernden Welttänzer hervor-tamen und den ganzen Horizont erfüllten und aus der dunklen See-ebene die Berge mit feierlichem Aufleuchten ihrer Schneeflächen eine Weltfestlichkeit andeuteten, kam aus einem der Gartenwinkel, wie aus einem Souffleurkasten vor der Helle der Bühne, langames Wechselgespräch, wenig zum Spiel passend. Es waren meine Landsleute bei Himbeerwasser oder sonstigen Abführmitteln, dessen Heilwirkungen sie bei jedem Schluck ein wenig herausgurgeln mußten. Sie waren so gerührt. „Er ist so sparsam unser Kaiser, der sparsamste Mensch, den es gibt,“ sagte mit ernster Andacht der Besitzer des Affenbaums. Niemand lachte. Aber ich lachte auch nicht. Um 5<sup>30</sup> fährt der erste Dampfer über den See zum Zug nach Mailand, dachte ich nur. „Trinken wir“, bat der Direktor und Palm-baumbherr, „auf das Wohl unserer geliebten Kaiserin.“

Aber es kam nicht gleich dazu. Ich hatte trotz aller Vorsicht beim Erheben wohl etwas Geräusch gemacht. Vier mondbeschienene verlogene Masken wandten sich feindselig gegen meine Mauer und wagten es nicht —. Ich packte drinnen den Rucksack, und die Ohnen wurden mutig. Als ich fertig heraustrat, waren sie bei der Stelle „nicht Rog, nicht Reifige, schützen die steile Höh“.

Ich sah mit großem Ergötzen mir noch ihre vom Mond erleuchteten Mienen an. Spekulant, die nie einen Finger für die Allgemeinheit gerührt haben, die nur durch Angst vor Strafe gehemmt werden konnten, am hellen Tage in die Rechte und Rotlaffen der Nachbarn einzubrechen, die jener Art Regierung Liebe entgegenbrachten, weil sie sie gewähren ließ und selbst nur mit Widerwillen den Raubtieren Schranken zog. Diese nun noch einmal, der Lächerlichkeit und Verlogenheit ihres Gesanges nicht unbewußt, ihre Form der „Vaterlandsliebe“ vorführen zu sehen, erquickte mich und erleichterte den Abschied von dem schönen Naturschauspiel, das sich durch keine Albernheit der Menschen unterbrechen ließ.

Demonstrativ sangen sie weiter. Aber ein plötzliches ungeheueres Gelächter von irgendwoher ließ sie abbrechen und schnell und geängstigt verschwinden. Nur der Spekulant warf gehässige Blicke gegen meine unschuldige Mauer, ehe er die Tür hinter sich schloß, und dröhnte empört: „Der Mensch beschimpft sein Vaterland, psui — und dann wart er fort.“

## Die Tierwelt der Gräber.

„Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden!“ lauten die Worte, die dem zur Ruhe Bestatteten von der Kirche nachgerufen werden, und wohl niemand hat die Menschheit daran ge-zweifelt, daß der Leib zu Staub und Asche wird. Unbekannt da-gegen sind lange Zeit die Urheber dieses Naturprozesses geblieben. Von der zerstörenden Tätigkeit der einen Gruppe dieser Lebewesen, von den winzig kleinen Bakterien, hat erst die Neuzeit erfahren, die der anderen Gruppe, die Insekten, waren allerdings bereits dem Alter-tum bekannt, wie denn, auf dieser Kenntnis fußend, die alten Mönche das lateinische Wort cadaver für Leichnam schufen, das nichts anderes ist, als eine Abkürzung und Kombination der Worte caro = Fleisch, data = gegeben, vermibus = den Würmern.

Die Untersuchungen haben tatsächlich gelehrt, daß sich die Tierwelt der Gräber ausschließlich aus Kerfen bezw. Larven (im Volksmunde „Würmer“ genannt) zusammensetzt. Allzuoft sind Gräber und Leichen auf ihre Bewohner hin aus leicht erklärlichen Gründen freilich nicht unterjucht worden. Die ersten Untersuchungen stellte der namhafte Gerichtsmediziner Orfila an, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Paris lebte. Nach ihm machte sich ein deutscher Forscher an die wenig desikate Arbeit, der verstorbenen Geheim-medizinalrat Reinhardt in Dresden. Gründlicher und eingehender als beide befaßte sich indessen Dr. Magnin, früher Haupt-rosarzt der französischen Armee, mit diesem Studium und ver-öffentlichte die Resultate in seinem Buche „La Faune des Cadavres“.

Gelegentlich der Exhumierung von Leichen während des Winters 1880—1887 auf dem Kirchhofe von Jory bei Paris hat er mit Hilfe mehrerer hervorragender Pariser Gelehrten unter den Leichen-zerstörenden Insekten und deren Larven eine regelmäßige Reihen-folge konstatiert. Seine Arbeit ist insofern von besonderem Wert, als er genau wußte, wie lange die Leichen im Grabe gelegen hatten; die Zeitdauer schwankte zwischen zwei und drei Jahren. In sämtlichen Gräbern wurden Insekten in ihren vier Entwicklungs-stadien und besonders Larven in großer Menge gefunden. Die Artenzahl der die Auflösung des menschlichen Körpers bewirkenden Tiere zeigte sich dagegen als sehr gering.

Die Insekten der ersten Gruppe wintern bereits den heran-nahenden Tod und legen ihre Eier mitunter schon ab, ehe noch der Sterbende den letzten Atemzug getan. Zu dieser Gruppe gehören die gemeine Stubenfliege nebst einigen ihrer Verwandten, der Schmeißfliege und Hundsfleischfliege. Wenn nach einigen Stunden die ersten für den Laien meist unerkennbaren Zeichen der Zersetzung eintreten, folgt die zweite Gruppe, bestehend aus den goldgrün glänzenden oder braunen Fleischfliegen (Lucilia, Cyrtoneura und Sarcophaga), deren Larven, namentlich die von Sarcophaga mortuorum (Zeichenfliege), die früher so berückichtigten „Leichen-würmer“ sind. Diese, mit der Leiche unter die Erde gebracht, zer-stören alsbald die Fleischteile, werden zu Puppen und Imagines (ausgebildeten Insekten), gehen dann aber ein, da für sie als Licht- und Tagtiere das dunkle Grab kein Aufenthaltsort ist. Wenn die Fetteile des Körpers die saure Gärung durch-gemacht und sich in das sogenannte Leichenfett umgewandelt haben, was etwa nach drei Monaten der Fall ist, stellt sich die dritte Gruppe, bestehend aus der Larve des Speckkäfers, jenem Schädling für alle tierischen Stoffe (Fleischwaren, Felle, Pelzwerke usw.), und die Raupe eines kleinen Schmetterlings, des Fettkäfers oder der Fettkäbe ein, die wohl auch im Talg, Schmalz, Speck und Butter zu finden ist. Im achten Monat folgt die vierte Gruppe, Larven der gemeinen Käsefliege, Blumenfliegen und einige kleine Käferarten (Corynetes). Mit den noch anwesenden Larven der dritten Gruppe durchfressen sie die vorhandenen Weichteile, bis sie im Verlauf der ammoniakalischen Gärung zu einer schwärzlichen Masse zusammen-fliegen. Alsdann, nach 11—12 Monaten tritt die fünfte Gruppe auf, bestehend aus Larven der Rüdelfliegen (Phora) und Fliegen-mücken, sowie des Käfers Rhizophagus. Jene, eine behende Läuferin, die auch die Faulbrut der Bienenstöcke hervorruft, und dieser, der nur drei Milli-meter lang ist, werden Mittel und Wege finden, von der Oberflache in das Grab und von da durch einen Spalt in den Sarg zu gelangen. Uebrigens sind sie nach Reinhardts Beobachtungen bei Leichen, die in Sand oder Kiesboden begraben waren, weit häufiger als bei solchen, deren Grabstätte sich in weniger durchlässigem Boden befand.

Während des zweiten Jahres nach der Bestattung erscheinen als Vertreter der sechsten Gruppe zahlreiche Aaskäfer aus den Gattungen Silpha, Hister und Saprinus, die die jetzt noch vor-handenen geringen Reste der weichen Körperteile vollends beseitigen. Nach ihrer Tätigkeit sind dann nur noch festere Teile, Sehnen, Haut und Knochen vorhanden. Im dritten Jahre treten als Repräsen-tanten der siebenten Gruppe die Pelz- und Kabinettkäfer auf, eben-falls nur 2 $\frac{1}{2}$ —4 Millimeter große Tierchen sowie kleine Milben und zum zweitenmal die Larven der schon in der dritten Gruppen genannten Insekten und vernichten alles bis auf die Knochen. Als achte Gruppe endlich wurden einige Käfer der Gattungen Ptinus und Tenobrio festgestellt, die im vierten Jahre die letzten Reste auf-arbeiten.

Die neben den genannten Fliegen und Käfern aufgefundenen zwei Poduridenarten, ein Tausendfüßler und ein Sparrwurm, mögen nur durch Zufall in die Särge gelangt sein, sind es doch Tiere, die sich auf feuchtem Boden, in Erdböhlen usw. aufhalten und nachts,

also in der Dunkelheit, ihr Wesen treiben, wie das von einer, hier allerdings nicht in Frage kommenden Poduride, dem Silberfischchen oder Pudergerast, ja allgemein bekannt ist. Zweifellos wird sich bei Fortsetzung dieser interessanten und bedeutsamen Untersuchungen noch manches Merkwürdiges herausstellen, namentlich wenn die Gräberfauna auch anderer Länder untersucht würde.

Dadurch, daß das Auftreten der angeführten Gruppen stets in derselben Ordnung erfolgt, wenn auch das eine oder andere Insekt einmal ausbleibt, läßt sich, da jede einzelne Gruppe Larven- und Puppenhäuten sowie tote Insekten oder Teile von ihnen auf dem Plage zurückläßt, stets mit ziemlicher Genauigkeit das Alter der betreffenden Leiche berechnen. Aus dieser Tatsache geht die hohe Wichtigkeit hervor, die die Mègninscher Untersuchungen für die gerichtliche Totenschau haben, bei der es sich ja zumeist um Fälle handelt, wo die Leiche nur oberflächlich verscharrt oder bloß mit Sand und Gesträuch, mitunter auch nur irgendwie verdeckt ist und die Leicheninsekten dann leichten Zugang haben. Mègnin führt neunzehn Fälle an, in denen dem Gericht durch die Bestimmung der aufgefundenen Leichenfressenden Insekten wertvolle Anhaltspunkte für die Aufklärung dunkler Rechtsfälle gegeben wurden. C. Sch.

## Kleines feuilleton.

Die Geschichte des Kinetographen. Das bewegliche Lichtbild, so jung noch seine Erfindung ist, hat nichtsdestoweniger schon seine Geschichte. Diese Geschichte beginnt, wie die so mancher technischen Erfindungen der Neuzeit, mit einer Ausstellung, und zwar mit der großen Weltausstellung des Jahres 1893 in Chicago. Besucher entsinnen sich vielleicht noch eines kleinen automatischen Apparates, in dem man eine Nickelmünze warf, und der dann durch eine Linse eine Reihe vergrößerter Photographien zeigte, die sich schnell von einer Spule abwickelten und durch die Geschwindigkeit des wechselnden Bildes den Eindruck lebender Szenen machten. Dieser Apparat war eine Erfindung von Edison und das Urbild des Kinetographen. Schon im Jahre 1894 kam Edison auf die Idee, seine Erfindung mit einer Laterna magica in Verbindung zu bringen, um diese sich äußerst rasch bewegenden Bilder in starker Vergrößerung auf eine weiße Leinwand zu projizieren. Der Eindruck, den diese bewegten Bilder machten, erinnerte sehr an die Wirklichkeit, und man glaubt geradezu Menschen und Tiere, Fuhrwerke und Eisenbahnzüge lautlos vorbeiziehen zu sehen. Die Ausbildungsfähigkeit dieses Apparates leuchtete nicht nur Edison, sondern auch anderen Technikern ein, und sehr bald wurde die Erfindung in Amerika und Europa nachgeahmt, zum Teil auch schon überholt. Denn die ersten Kinetographen, die Edison hergestellt hatte, kranken an zwei Fehlern. Einmal flimmerte das Bild so sehr, daß der Beschauer bald ermüdete; dann machten die Maschinen einen gewaltigen Lärm. Das Bestreben der kinematographischen Technik ging nun dahin, diese beiden Mängel nach Möglichkeit zu beheben, was mit der Zeit auch in anfangs ungeahnter Weise gelang. Damit war dem Kino der Weg geebnet, und es dauerte nicht lange, da trat er seinen Siegeszug in die Welt an. Eines der Länder, in dem er am frühesten eine große Verbreitung erlangte, war Frankreich. Dazu hatte eine Firma beigetragen, die sich sehr bald die Ausbeutung der Erfindung in jeder Hinsicht angelegen sein ließ, und die heute noch an erster Stelle unter allen kinematographischen Firmen der Welt steht: Pathé Frères in Paris. Von Frankreich aus nahm das Kino seinen Weg nach Spanien und Italien, und schon lange, bevor man in Deutschland die Entwicklungsmöglichkeiten der Erfindung ahnte, gab es schon in allen großen Städten Südeuropas zahlreiche Kino-Theater, die gewöhnlich in Läden untergebracht waren.

In Deutschland wurde die Bekanntschaft mit dem Kinetographen durch die Varietés vermittelt, die vor etwa 12 Jahren begannen, am Schlusse ihres Programms ein oder zwei Lichtbildaufnahmen vorzuführen. Dann kamen die Jahre großen Aufschwungs. Etwa im Jahre 1906, als die „Kientöppe“ allenthalben wie Pilze aus dem Boden schossen, gab es allein in der Reichshauptstadt mehr als 400 derartiger Theater, die jedoch zum größten Teil in primitivster Weise eingerichtet und in leerstehenden Läden untergebracht waren. Im Jahre 1908 zählte man in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 10 000 Kinetheater, und ihre Besuchergahl wurde täglich auf ungefähr 3 000 000 geschätzt. Die weitere Entwicklung des Kinetographen ist bekannt. Das Großkapital bemächtigte sich seiner, und neben dem Theater des kleinen Mannes entstanden elegant ausgestattete Lichtspielbühnen, deren Eintrittspreise sich von denen wirklicher Theater schon kaum mehr unterscheiden.

Seine größte Bedeutung wird der Kinetograph wohl erst in der Zukunft erlangen, wenn er in weitestem Umfange für wissenschaftliche und pädagogische Zwecke dienstbar gemacht sein wird. Schon in den letzten Jahren ist es den Bemühungen zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiter gelungen, subtile und nur im Mikroskop sichtbare Vorgänge der organischen Natur kinematographisch aufzunehmen und Wissenschaftlern sowie Laien in überaus sinnfälliger und anschaulicher Weise vor Augen zu führen. Gerade in der jüngsten Zeit hat die Verbindung des wissenschaftlichen Kinetographen

mit dem Ultramikroskop glänzende und ganz ungeahnte Ergebnisse geliefert. Ist es doch nicht nur gelungen, die winzigsten Organismen, die Bakterien und andere einzellige Lebewesen in jeder ihrer charakteristischen Erscheinungsformen sichtbar zu machen, man hat sogar neuerdings bis vor kurzem noch ungeahnte Vorgänge, wie die Rhagoctiose (die Verbindung von Mikroorganismen durch die weichen Blutkörperchen), kinematographisch in 40 000facher Vergrößerung zu demonstrieren vermocht. Diese von Dr. Commandon-Paris erzielte Vervollkommnung ultramikroskopischer Kinoaufnahmen stellt augenblicklich den fortgeschrittensten Stand dieser Technik dar, und ungeahnte Möglichkeiten fernerer Entwicklungsstufen liegen noch vor uns.

## Ethnologisches.

Buddhismus im alten Mexiko. Bei den japanischen Bonzen in San Francisco lebt eine Tradition, wonach im 5. Jahrhundert fünf Buddhisten aus Asien nach Mexiko gekommen seien, um ihre Lehre dort zu verbreiten. In der „Revue du Temps présent“ führt nun A. Germain aus, daß diese Ueberlieferung nicht unbegründet erscheint. Alte chinesische Schriftsteller sprechen oft von einem Land weit im Osten und in Peking wird der Bericht von einer Reise aufbewahrt, die ein gewisser Hui-Schen eben im 5. Jahrhundert unternommen hat. Seine Erzählung enthält nichts Unwahrscheinliches und ihre Angaben lassen sich nur auf Mexiko beziehen. Es besteht aber auch eine mexikanische Tradition, die von der Ankunft eines Fremden namens Wi Shi (Hui-Schen) spricht. In neuerer Zeit sind zahlreiche Entdeckungen dieser These zu Hilfe gekommen. Die Tempel von Palengs und Milla weisen in der Anlage und in ihrer Ausschmückung, sowie in den plastischen Darstellungen von Priestern und Gottheiten viele Ähnlichkeiten mit mongolischen, chinesischen und japanischen Heiligtümern auf. Die Ruinen von Umal sind mit astronomischen Bildern von buddhistischem Charakter bedeckt. Auf einer Mauer von Palengs steht man den Kopf eines Elefanten — eines in der amerikanischen Fauna nicht vorkommenden Tieres. Endlich weist Germain auf die Ähnlichkeit der Ortsnamen Guatemala, Sacatepe, Sacapula mit den Namen Gotama und Cakia hin. — Mit früher Ethnologie kann man freilich alles mögliche beweisen. So haben wir z. B. seinerzeit einen altheutischen Ethnologen die peruanische Inkakultur für die germanische Herrenrasse in Anspruch nehmen gesehen und Atahualpa wurde uns als amerikanischer Gote Ataulf präsentiert.

## Technisches.

Gas-Fernversorgung. In einem von der sächsischen Regierung inspirierten Artikel wurde kürzlich den Landgemeinden nahegelegt, die Versorgung mit Gas durch Bildung von Zweckverbänden zu unternehmen; damit wäre in Deutschland zum ersten Male die Frage der Gaskernversorgung ernstlich angegriffen, ein Problem, dem man bei uns bisher geflissentlich ausgewichen ist. Nach dem heutigen Stand der Gasstechnik ist, wie „Die Welt der Technik“ ausführt, die Möglichkeit, Gas ebenso wie elektrische Energie auf größere Entfernungen rationell zu verteilen, unbedingt gegeben. Die Praxis zeigt, daß in amerikanischen Städten, wo die Elektrizitätsversorgung in großzügiger Weise durch Ueberlandzentralen glänzend gelöst wird, sich richtige Gaszentralen mit gewaltigen Fernleitungen entwickeln, deren Wirtschaftlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Während die Ueberlandzentralen hochgespannte Elektrizität durch ein strahlenförmiges Netz von Drähten über das Land verteilen, führen die Ueberlandzentralen, wie man sie genannt hat, durch ein nicht minder ingenieures Röhrensystem unterirdisch die ebenso wertvolle Kraft, das Gas, den Konsumenten in entlegensten Dörfern zu. Die Druckausgleichung bietet keine Schwierigkeit mehr und ebenso wenig die Ueberwindung größerer Entfernungen durch eine absolut dichte Rohrleitung. Es hat sich in Amerika, der Heimat der Gasfernleitung, gezeigt, daß selbst eine Entfernung von 250 Kilometer fast spielend vermittels stählerner oder schmiedeeiserner Röhren, mit Ruffen oder Flanschen mit Gummiringen ineinandergefügt, überwunden wurde. Die Dichtigkeit dieses Röhrensystems, in dem das Gas noch dazu unter Hochdruck steht, hat sich als nahezu absolut erwiesen. Der Verlust an Gas wurde im Betrieb auf höchstens ein Prozent geschätzt. Die Länge dieser Leitung wurde noch übertroffen von einem neuen Projekt, wonach die Stadt Baltimore, mit 600 000 Einwohnern, von den Ostwerken in West-Virginia Raturgas auf eine Entfernung von 320 Kilometer (gleich etwa der Strecke von Berlin bis Bremen) beziehen will. Wenn in Deutschland Ferngasleitungen von so imposanter Länge noch nicht bestehen, so ist der Grund nicht etwa in mangelnder Leistungsfähigkeit der deutschen Gasindustrie zu suchen, sondern darin, daß bei uns die Notwendigkeit so weit ausgedehnter Gasfernleitungsgruppen noch nicht so dringend vorlag. Auch mußte auf die Verwertung des Hauptnebenproduktes bei der Gasfabrikation, des Kokes, aus wirtschaftlichen Gründen (Ersparnis hoher Transportkosten) mehr Rücksicht genommen werden. Wohl aber ist es ein Gebot, dem immer mehr Rechnung getragen werden muß, daß dem Entstehen vieler kleiner Werke nach Möglichkeit vorgebeugt werden sollte, und daß die Versorgung größerer Umgebungen mit Gas im Interesse niedrigerer Gaspreise von einer Zentrale aus erfolgt.